

Harmjan Dam

Dr. Harmjan Dam war seit 1996 Studienleiter für die gymnasiale Oberstufe und für die Schulseelsorge zunächst am RPZ in Schönberg, seit 2010 im RPI der EKHN. Nach seinem Studium arbeitete der gebürtige Niederländer zunächst als Lehrer für Geographie in Utrecht und Kampen, dann als Dozent für Kirchen- und Theologiegeschichte an der Evangelischen Fachhochschule Windesheim in Zwole. Zudem war er wissenschaftlicher Assistent für Kirchengeschichte an der Universität Kampen. Seit 1988 lebt Harmjan Dam in Deutschland. Vor seinem Wechsel ins RPZ war er 1989 bis 1990 theologischer Jugendbildungsreferent für den Bereich Kindergottesdienst und von 1990 bis 1996 Landesschülerpfarrer in der EKHN. Am 4. Dezember 2015 wurde er in den Ruhestand verabschiedet.

„Ich habe meine Arbeit mit Herz und Seele gemacht“

Interview mit Dr. Harmjan Dam

Harmjan, wenn Du Dich zurückerinnerst an Deinen Start 1996 im RPZ: Was war das erste Ziel, das Du dir damals vorgenommen hast und was ist daraus geworden?

Als ich angefangen habe, bekam ich eine Stelle für Berufsschule und für Oberstufe Gymnasium, denn damals hieß es noch: Oberstufenlehrer gehen nicht zu Fortbildungen, die wissen ja alles schon. Da schien es ganz einfach, die beiden Bereiche der Sekundarstufe II einfach zusammenzulegen. Das hat sich dann komplett umgedreht im Laufe der Zeit. Meine beiden Vorgänger hatten auch schon viele Termine für Fortbildungsveranstaltungen gemacht, und diese waren nicht aufeinander abgestimmt. Dadurch hatte ich eigentlich zwei Stellen am Anfang. Und dann kamen auch recht bald die Schönberger Hefte und die Schulseelsorge noch dazu. Es war also ein Wust an Sachen, die auf mich zukamen und ich habe dann gleich Supervision genommen (lacht), um zu schauen, wie kann ich Prioritäten setzen. Dann habe ich nach vier Jahren die Berufsschule abgegeben, als Björn-Uwe Rahlwes ans RPZ kam und dadurch konnte ich mich sehr viel stärker auf das Gymnasium und die Schulseelsorge konzentrieren.

Du blickst auf 20 Jahre religionspädagogische Fortbildungsarbeit zurück: Was sind für dich die großen Entwicklungslinien, die du miterlebt hast?

Der fortwährende Versuch bei allen unterschiedlichen religionspädagogischen Konzepten seit den Siebzigerjahren, ist die Frage: Wie nehme ich die Schüler und ihre Fragen in den Blick? Das gelingt immer wieder auf sehr unterschiedliche Weise. Bei der Problemorientierung in den Siebzigerjahren war das ganz klar, dass es eigentlich um die Schülerfragen gehen sollte. Wenn man rückblickend schaut, waren es aber oft die Fragen der Lehrergeneration dieser Zeit. Es waren die Lehrer, die ihre Fragen als Fragen der Schüler identifiziert haben. Und in den Neunzigerjahren hat man eher mit dem erfahrungsbezogenen Ansatz versucht, an Schülererfahrungen heranzukommen. Und im Prinzip ist es jetzt auch so mit der Kompetenzorientierung, die auch immer wieder von der Untersuchung der Lernausgangslage ausgeht: Was wissen die Schüler schon? Was können sie schon? Kann ich da anschließen? Das ist der rote Faden: immer wieder auf unterschiedliche Weise anzusetzen bei den Schülerfragen. Das ist schwer, denn wir haben einen Gegenstand, der im Leben der Schülerinnen und Schülern nicht zentral vorkommt. Religion kommt vor, aber nicht zentral. Religion ist sehr wohl ein wichtiges gesellschaftliches Thema, aber die Schüler sprachfähig zu machen, die Erfahrungen, die sie machen auch identifizieren zu können als religiöse

Fragen, als ethisch-religiöse Fragen, das ist genau das Problem, vor dem wir immer wieder stehen.

Kommt von daher auch Dein großes Interesse für die Schulseelsorge?

Nein, das hat eine andere Ursache. Das kam mehr daher, weil ich vorher im Amt für Jugendarbeit Landesschülerpfarrer war. Und das war genau in der Phase, als die Schulseelsorge aufgebaut wurde unter anderem von meinem Vorgänger im RPZ, Manfred Kopp. Er hatte in seinem Bereich Berufsschule als früherer Landesjugendpfarrer gemerkt, wenn ich nicht die Beziehung zu den Schülern habe, hat alles andere keinen Sinn. Und er hat damals gesehen, dass ich auch so ein Grenzgänger zwischen Religionspädagogik und Jugendarbeit war. Die Idee war, dass wir die Schulseelsorge in der Jugendarbeit, also in der Schülerarbeit, verankern. Und das lief 1992 genau parallel mit dem neuen Hessischen Gesetz zur Öffnung von Schule, in dem die Schule sich auch zur Kirche geöffnet hat und die Ev. Jugendarbeit als Partner für die Schule in den Blick kam. So ist die Schulseelsorge zunächst Teil der „schulbezogenen Jugendarbeit“ geworden. Ich habe dann mit der Projektgruppe schulbezogene Jugendarbeit angefangen, wo es auch um Schülercafés ging, um Reflexionstage, um Hausaufgabenbetreuung und ganz viele andere Projekte. In diesem Rahmen war die Schulseelsorge ein Element.

Als ich dann aus der Jugendarbeit ins RPZ kam, blieb die Qualifizierung für Schulseelsorge bei mir. Mein altes Jugendarbeitsherz konnte so in der Religionspädagogik weiterschlagen. Das hat nicht mit der Konzeptionsentwicklung in der Religionspädagogik zu tun. Ich würde sogar sagen, dass die Schulseelsorge ziemlich quer dazu lief, weil sie sehr viel mehr aus der Idee kommt, auf welche Weise Kirche in der Schule präsent sein kann. Kirche ist in der Schule anwesend durch eine Geh-Struktur. Wir gehen an die Schüler heran und versuchen dort zu sein, wo die Schüler sind und nicht irgendwo zu sitzen und zu warten, dass sie kommen. Das ist immer mein großer Punkt gewesen: Wir müssen dort sein, wo die Menschen sind und nicht warten, bis sie zu uns kommen.

Dadurch, dass das bei uns auch von Seiten der Kirchenverwaltung so gut unterstützt wurde – Oberkirchenrat Sönke Krüzfeld und ich haben immer Hand in Hand gearbeitet, da haben wir wirklich an einem Strang gezogen – dadurch konnte sich das perfekt entwickeln und wurde dann auch zu einem wichtigen „Exportprodukt“ der EKHN bundesweit.

Wo die Konzeptentwicklung in der Religionspädagogik und die Schulentwicklung, die Du eben schon angesprochen hast, zusammentreffen ist ja die Entwicklung von Curricula und Bildungsstandards. Da warst du ja intensiv beteiligt. Was lag dir an diesen Prozessen besonders am Herzen?

Mir ist wichtig, dass wir als Religionspädagogik ein klares Profil haben und dass es auch einheitlich ist: Dass man bundesweit weiß, wenn da Religionsunterricht draufsteht, ist auch Religionsunterricht drin. Natürlich ist es gut, wenn Religionslehrkräfte die Freiheit haben, das zu machen, was in ihrer Klasse und in ihrer Schule wichtig ist. Aber es ist ein Fach wie jedes andere Fach und es hat bestimmte Inhalte, die sich an einem bestimmten Wissen und Können festmachen. Und meine Bestrebung war – auch durch die Publikation von Schulbüchern etc. – Standards zu etablieren. Denn die Leute müssen wissen, worauf Verlass ist, wenn sie jemanden in den Religionsunterricht schicken. Dass sie da tatsächlich etwas gemacht haben und dass nicht jeder Kollege sein Steckenpferd reitet. Auch nicht nach dem Motto: Wir haben jetzt zwei Stunden mal darüber geredet und das war dann gut so. Mir ging es darum, vom möglichen Image eines „Laberfaches“ wegzukommen. Das kann uns

vorgeworfen werden, weil wir einen „Gegenstand“ (G'tt) haben, über den man nur mit Zeichen, mit Symbolen, mit Bildern, ja mit Annäherungen sprechen kann. Wir haben einen „Gegenstand“, bei dem es weniger um Tatsachen geht. Dann gerät man schnell in den Ruf: Die schwätzen da nur. Dem etwas entgegensetzen, zu sagen, es gibt Kerninhalte, die müssen zur Sprache gebracht werden. Das sind Fragen, an denen man sich abarbeitet, ob das die Religionskritik, die Theodizee, die christologische Frage, ob es die Frage nach Wahrheit, die Frage nach Wirklichkeit ist. Man soll sich nicht um bestimmte Fragen herummogeln, weil sie schwierig sind. Zum Beispiel Trinität oder Auferstehung. Wenn Religionsunterricht die theologische Auseinandersetzung mit Inhalten des christlichen Glaubens ist, darf man sich nicht vor diesen schwierigen Fragen drücken. Und man muss sich nach meiner Wahrnehmung auch zwingen, im Gespräch mit Schülern nicht nur bei deren Fragen zu bleiben, sondern sie auch zu anderen Fragen zu bringen, die schon 2000 Jahre lang im Christentum zum Kerninhalt gehören. Das ist für mich ganz wesentlich. Das ist das Thema Standard, Zuverlässigkeit. Ich habe für das Comenius-Institut mal ein Heft gemacht, in dem ich nebeneinandergelegt habe, wie der Oberstufenunterricht in den Gymnasien verschiedener Bundesländer organisiert ist und das ist in meiner Wahrnehmung immer noch zu divers. Ich würde da viel lieber Klarheit und Eindeutigkeit haben. Zum Beispiel bei uns mit dem hessischen Sonderweg der zwei- oder dreistündigen Grundkurse in den zwei Abiturjahren (Q1-Q4). Das ist eine meiner größten Enttäuschungen, dass ich es da nicht geschafft habe, Klarheit zu bekommen. Dass es nicht gelungen ist, dass wir einheitlich dreistündige Grundkurse in der Oberstufe haben, so wie es im Rest der Bundesrepublik ist. Dass wir dadurch als Fach teilweise nicht mehr vergleichbar sind mit den anderen Fächern in unserem Aufgabenfeld „Gesellschaftswissenschaften“: Geschichte, Politik und Wirtschaft. In der Frage der Stundentafel fallen wir bei Zweistündigkeit dann in eine Gruppe mit Kunst und Musik. Dann sind wir auf einmal wieder ein Fach, das nicht so wichtig ist. Dass es mir nicht gelungen ist, den Standard der Dreistündigkeit in Hessen durchzusetzen, das ist einer meiner Schmerzpunkte.

Die Frage nach den Standards und der Zuverlässigkeit, das sind die Gründe, warum ich mich zehn Jahre lang so intensiv mit dem Abitur in Hessen beschäftigt habe. Denn das Abitur ist letztendlich der Haken, an dem der ganze Unterricht von Klasse 1 bis 13 hängt. Da zeigt sich, was die Schülerinnen und Schüler am Ende können müssen. Das Abitur ist öffentlich, und jeder kann sehen, was gefordert ist. Das muss vergleichbar sein und den gleichen Standard und das gleiche Niveau haben, wie die anderen Fächer. Das ist schon eines meiner Herzensanliegen.

Du hast sehr viele Lehrerinnen und Schulpfarrer für den RU fort- und weitergebildet.

Ich finde es interessant zu sehen, dass Lehrkräfte doch ziemlich lange in einer Schule sind. Ich habe jetzt immer noch Leute in der Fortbildung, die 1996 auch schon zu mir kamen oder die mich heute noch um Rat fragen. Auch Schulpfarrer, die mir in jetzt über 20 Jahren immer wieder begegnet sind. Alle diese Kolleginnen und Kollegen sind faktisch meine Gemeinde.

Es ist ein bisschen wie im Gottesdienst: Gemeinschaft bilden, zusammen miteinander Religion erleben, christlichen Glauben miteinander teilen, und aus dieser Haltung heraus mit Schülern ins Gespräch kommen – das ist mein Ding.

Du hast auch lange an den Schönberger Heften mitgearbeitet: Hast du aus all den Jahren ein „Lieblingsheft“?

Das ist eine sehr schwere Frage. Ich habe schon viele Lieblingshefte, denn ich blicke auf fast 80 Hefte zurück, von denen ich selbst über 50 redigierte. Mir war immer

wichtig, dass das Konzept des Heftes klar war. Am Anfang gab es noch die kleinen Hefte mit den zwei grünen Haken. Da wusste man vom Titelblatt her gar nicht, was drin steckte. Die erste Verbesserung war dann, dass wir das Format geändert haben auf DinA4, damit man das auch auf den Kopierer legen kann und dass vorne draufsteht, was drin ist. Und dann der große Schritt, dass wir gesagt haben: Wir brauchen Rubriken und ein klares Thema. Das haben Uwe Martini und ich zusammen entwickelt. Dann haben wir auch gezielt versucht, bestimmte Autoren zu finden. Dieses Konzept haben wir in den RPI-Impulsen beibehalten.

Eines meiner Lieblingshefte mit einem klaren Konzept war zum Beispiel das Heft zum neuen Oberstufenlehrplan 2002, da wurde zu jedem Halbjahr die Idee, die dahinter steckte formuliert, dazu Unterrichtsmaterialien und so weiter. So wurde es ein richtig schönes Themenheft, bei dem jeder Oberstufenlehrer, der mit dem neuen Lehrplan anfang zu unterrichten, wusste, so kann es gehen. Ein Heft, das die Implementierung des neuen Lehrplans auch wirklich mitgetragen hat. Oder das Heft, das wir gemacht haben, als das erste Landesabitur kam. Oder das Heft zur Sprachfähigkeit im RU oder zur Lehrergesundheit. Die besten Hefte sind die, bei denen es ein klares Thema gibt, das von Grundschule bis Oberstufe und Konfirmandenarbeit entfaltet wird. So ein Heft ist wie einen Diamant, wo man von allen Seiten draufschauen kann und bei dem die Materialien sich gegenseitig ergänzen. Es muss auch eine schöne Gestalt haben, gut aussehen. Das ist, dank der guten Grafiker, die wir in den letzten Jahren hatten, gut gelungen.

Was möchtest Du dem RPI mit auf den weiteren Weg geben?

Das RPI sollte versuchen *ein* Institut zu werden. Es muss noch super viel gemacht werden, bevor es *ein* Institut wird, bei dem die Teile stärker zusammenkommen. Und das wichtigste ist, sich noch viel intensiver mit der Frage auseinanderzusetzen: Was brauchen die Lehrkräfte wirklich?

Wir waren in den letzten Jahren durch die Schließung des RPZ und die Fusion viel zu viel mit uns selbst beschäftigt und haben viel zu wenig unser Ohr an die Basis gelegt, viel zu wenig gehört: Was brauchen sie wirklich? Das ist absolut not-wendig. Wenn das nicht gelingt, wird das Institut auch nicht gelingen.

Gibt es etwas, was du im Ruhestand verwirklichen möchtest?

Ich habe noch viele Projekte, denen ich aber ohne tägliche „Deadlines“ nachgehen kann. Eines sind die Ikonen; Sie haben mich gepackt. Ich will sehen, dass ich einen Verlag finde, der aus meinen Ikonen und meine Ikonen-Andachten, die ich in den letzten Jahren entwickelt habe, ein schönes Buch macht. Auch habe ich noch eine Habilitation in der Schublade, die ich gerne noch fertig machen möchte. Ich will mehr Zeit haben für zu Hause, denn man ist in dieser Fortbildungsarbeit unheimlich viel unterwegs. Aber ich will vor allem nicht abschlafen: Ich will sehen, dass ich auf dem Laufenden bleibe, dass ich gedanklich fit bleibe. Die Erde hat sich in meiner Lebenszeit jetzt 65mal um die Sonne gedreht, mein Leben dreht sich aber in einem anderen Tempo. Ich habe noch nicht das Gefühl, dass ich „ausgedreht“ habe. Ich habe meine Arbeit mit Herz und Seele gemacht und man kann Herz und Seele nicht von heute auf morgen ausschalten. Ich habe auch noch viele Anfragen. Meine Arbeit war schon ein Job, der richtig gut zu mir gepasst hat! Ich sollte eigentlich Professor für Kirchengeschichte werden in Holland. Aber ich bin echt froh, dass ich nicht in der rein akademischen Welt gelandet bin, sondern dass ich, ob früher in der Fachhochschule oder jetzt in der Fortbildung, immer in der Vermittlungsarbeit zwischen Wissenschaft und Praxis und in beide Richtungen tätig war. Das habe ich mit sehr viel Spaß gemacht und das ist jetzt noch nicht zu Ende.

Interview für Website. Korrektur Dam 14. 12. 2015

Das Interview führte Achim Plagentz